Gedanken zu J. Dahls «Aufschlüsse»

Das schmale Bändchen, das den Titel «Aufschlüsse: Kalkstein – Feuerstein – Schiefer. Drei Versuche zur Geologie» trägt, spielt bereits im Titel mit jener Mehrdeutigkeit, die nach Heidegger das Element ist, worin das Denken sich bewegen muss, um ein strenges zu sein. Denn «Aufschluss» heisst vorerst in geologischem Zusammenhang so viel wie Steinbruch, Durchstich, Schürfstelle; der Aufschluss gibt Aufschluss über die Gesteine, die Schichten, ihre Lagerung und ihre Einschlüsse, kurz über beschreibbare und katalogisierbare Fakten; das Wort weist ferner auf Gesetzmässigkeiten vom Typ des «Wenn – dann» hin; nebst alledem können in den Bedeutungsraum des Wortes aber auch Erfahrungen gehören, die zwar aufweisbar und benennbar sind, sich aber dem abstrahierenden Zugriff entziehen, die weder der Evidenz noch der Klarheit entbehren, aber zu ihrer Auffassung und Würdigung einer Atmosphäre schwebender Offenheit bedürfen. «Aufschluss» in letzterem Sinne umfasst die zuerst genannten Aspekte, hebt aber deren Endgültigkeit dadurch auf, dass er sie als Facetten in sein Spiel der Gestalten und Muster inkorporiert.

Die geologischen Aufschlüsse sind über die Länder zerstreut; nicht alle eignen sich gleich gut als Einstieg zur Betrachtung, und nicht jeder Zugang ist gleich ratsam, wenn man einen unmittelbaren Einblick in das Charakteristische dessen, was sich an dem Orte zeigt, gewinnen möchte. Ganz allgemein ist Behutsamkeit im Auswählen und Zugehen unumgänglich, soll die intendierte Charakterisierung nicht ins Banale und Sentimentale abgleiten und sich vor dem schematischen Zuordnen retten. Erforderlich ist eine Art nüchterner Aufgeschlossenheit, die Beziehungen bemerkt, ohne sich an ihnen festzuklammern, die Gesten benennt, ohne sie als Ursachen anzupreisen. Ein Beispiel diene zur Erläuterung:

«Die Bezeichnungen für die Kalkgesteine wechseln mit dem Prinzip, nach dem man sie benennt: nach der Herkunft beispielsweise, wie den Leithakalk, aus dem der Stephansdom in Wien gebaut ist; nach dem geologischen Alter, wie den Jurakalkstein Württembergs; nach den Lebewesen, die sein Ursprung waren, wie den Korallenkalk oder den Nummulitenkalk, aus dem die Sphinx von Gizeh besteht. Dicht, körnig, kristallin, kreidig, mergelig und sandig, gelb, grau, rot und schwarz mit allen Zwischenstufen kann der Kalkstein sein – bis hin zu jenen farbigen Varianten, rot, grün und gelb geflammt oder gefleckt, die den Handels-Namen ‚Marmor' tragen» (S. 8).

Die zwei Sätze dieses Passus vermitteln geologisch die Information, dass der Kalkstein verschieden bezeichnet wird und dass er sehr verschieden aussehen kann. Obwohl derart ausgedrückt die Allgemeinheit noch grösser ist, wird die Verarmung des Sinngeflechtes offensichtlich. Nicht anders wäre es, wenn man alles, was jener Passus vordergründig aussagt, tabellarisch zusammenfasste: der Reiz angedeuteter Beziehungen, die Verflochtenheit verschiedener Ebenen, ginge verloren. Ohne es auszusprechen, enthalten jene Sätze bereits den Hinweis auf die Prinzipien der Verwandlung und Verkleidung, der Maskierung und der spiegelnden Wiederholung, die *Dahl* als ostinate Grundmotive in den Erscheinungsformen des Kalksteins sieht.

In Diktion und Rhythmik des Stils, im Reichtum an Analogien und im Einbezug von Skurrilitäten scheint der Verwandlungsreigen des Kalksteins sich selbst fortgesetzt zu haben. Es wird klar, dass das Offenlegen von Mustern und Gesten, das Wahren der Spannung zwischen Gestalt und Gesetz Anforderungen an den sprachlichen Ausdruck stellt, denen weder die geradlinige Aussage genügt, noch schwulstige Überladenheit entspricht. Verlangt wird vielmehr eine Art von schwebender Prägnanz, die zutrifft ohne zu fixieren. Dies lässt sich auf die Abbildungen übertragen, und *Dahl* hat mit der kleinen Auswahl – vor allem Stahlstiche aus alten Lehrbüchern – auch hier eine glückliche Hand bewiesen.

Den Analogien, die sich im Befolgen der Verwandlungen des Kalksteins anbieten, entsprechen jene, die *Dahl* bemerkt, wenn er nachzeichnet, wie Feuerstein und Schiefer entstehen, sich umwandeln, in Schichten lagern und vom Menschen abgebaut und verwendet werden. Daran wird das Analoge in der Methodik erkennbar: Wie ist es zu dem je Benannten gekommen, wie kann es sich verändern? Dieses Wie hat allerdings keinen Selbstzweck, sondern dient der Charakterisierung des Benannten, indem Anfang und Ende der Verwandlung ihrerseits von ihm her bestimmt werden. Was wir Schiefer nennen, nahm einen Anfang, aber dieser selbst bestimmt sich als Anfang des Schiefers, den wir dahin zurückverfolgt haben. Daher das Wie bezogen bleibt auf den Schiefer und die Darstellung erst dann zu befriedigen vermag, wenn aus ihr hervorgeht, welche Prinzipien sich durch dessen Geschicke hindurchziehen.

Es entspricht dem Prinzip unserer Zeit, wenn da und dort die Reflexion auf das Versuchte den Gedankengang unterbricht und – um Nuancen bereichert – neu orientiert. Ein derartiger Abschnitt diene als Abschluss vorliegender Gedanken zu diesem Kleinod unter den Versuchen im Sinne der Betrachtungsweise Goethes:

«Der Ebene physikalischer und chemischer Gesetze, die das Verhalten streng definierter Objekte beschreiben, entspricht eine Ebene der Prinzipien der weit umfassenderen Regelmässigkeiten, die nicht an bestimmte Objekte gebunden sind; es sind die Muster, die uns nur in jenen Fällen unübersehbar einleuchten, in denen sie sich als morphologische Analogie der unterschiedlichsten Objekte bemerkbar machen: Das Prinzip der schichtigen Absonderung in seinen vielfältigen Beziehungen zu den Kategorien des ‚Aussen' und des ‚Schutzes' (auch des ‚Schmuckes') wird um so deutlicher, je weiter die Bereiche, in denen es sich verwirklicht, voneinander entfernt sind: erst auf dem Dach gibt der Schiefer seinen Schuppencharakter handgreiflich zu erkennen. Das alles hat den Anschein willkürlichen Vergleichs, zufälligen Anklangs, unverlässlicher Ähnlichkeit. Wo die Ähnlichkeit frappiert, wird sie so vermerkt, als habe die Natur sich einen Witz erlaubt: Wir bemerken das Prinzip, aber wir verkennen es, indem wir es für eine unfreiwillige Pointe halten» (S. 64 f.).

LITERATUR

Dahl, J. (1977): Aufschlüsse. Kalkstein, Feuerstein, Schiefer. Drei Versuche zur Geologie. Ebenhausen.

Bernardo Gut

Teichmann, Frank: Der Mensch und sein Tempel. Ägypten.

Stuttgart, Verlag Urachhaus, 1978. 208 Seiten, 63 z.T. farbige Bilder, 45 Zeichnungen, Ln. DM 52,–.

Vier grosse Entwicklungsschritte im Tempelbau der Menschheit möchte der Autor in vier Bänden darstellen. «Dabei wird jedoch nicht nur eine reine Beschreibung der Bauwerke gegeben, sondern darüber hinaus ein weiterer Schritt versucht werden. Wenn nämlich der Mensch das, was er im Umgang mit Göttlichem erlebte, in die Formen des Tempels hineingestaltete, dann muss dieses Erlebnis durch das empfindende Betrachten derselben wieder wahrzunehmen sein. Das heisst es muss bewusst gemacht werden, was im Seelenleben des Betrachters geschieht, wenn er sich den Bauformen aussetzt. Da dieser Prozess normalerweise fast unbemerkt abläuft, bedarf es einer Art Ausnahmezustand, um dieses unberücksichtigte Element des Seelenlebens ins wache Bewusstein zu heben. Diese Methode soll hier angewendet werden, um sich ahnungsweise heranzutasten an das, was einstmals als Kulturgestaltung von diesen Bauwerken ausstrahlte und das Wesen des Menschen so beeinflusste, dass es sich dem Göttlichen öffnen konnte» (S. 12). Ein solches Vorgehen schien uns wichtig, um in unserer Zeitschrift besprochen zu werden.

Der erste Band «Ägypten» mit ausgewählten Bildern und Zeichnungen liegt vor. Anmerkungen und Erläuterungen sind jeweils am Rande der entsprechenden Seite angebracht und weisen auf zwei Quellen hin, die der Autor benutzte. Die eine ist die der neueren Untersuchungen der ägyptischen Umweltsbücher, Hymnen und religiösen Texte, die dem unendlichen Fleiss und Forschertrieb der Ägyptologen zu danken ist; die andere ist durch die Anthroposophie Rudolf Steiners erschlossen worden.

Der Leser wird angeregt sein, nach einer zunächst mehr äusseren Beschreibung, zum Beispiel der viergliedrigen Pyramiden-Anlage, sich vorzustellen, welchen Eindruck diese Bauformen auf die Seele des Beschauers machten. Den spärlich erleuchteten Taltempel betretend, liess der Ägypter die Alltagswelt zurück. Das Bewusstsein wurde auf den Innenraum gelenkt, der in Form und Material ganz auf die Ewigkeit hinwies. Auch der Aufweg war fast lichtlos. Die Aufmerksamkeit wurde auf das eigene Schreiten gelenkt, das, nur von der Lichtschiene, der Maat, geleitet, aufwärts führte zum Göttlichen, zu Totentempel und Pyramide. Im Vorraum des Totentempels kam die durch das Schreiten gesteigerte Erwartung zur Ruhe. Wenn dann in der Lichtflut die hellglänzende Pyramide sich erhob, trat der Eindruck auf: «Er ist dem Gott begegnet, der im Licht lebt und den Raum schafft». Das Einbeziehen des Sonnengottes ins Irdische drücken so die Pyramiden aus.